Leseprobe

Ich schreibe, weil …

36 westfälische Autorinnen und Autoren
im Interview

Hg. von Walter Gödden und Thomas Strauch
in Verbindung mit Carsten Engelke und
Steffen Stadthaus

AISTHESIS Verlag,
Bielefeld

Ich schreibe, weil …

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.ddb.de abrufbar.

Gefördert von der Nyland-Stiftung, Köln und der
Schrader-Stiftung der Universität Paderborn

Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2011
Postfach 100427, D-33504 Bielefeld
Gestaltung: Büro Büning, Münster
Gesamtherstellung: Kettler Druck und Verlag, Bönen

Gedruckt auf Phoenix Motion von Scheufelen
Gesetzt aus Liberation Sans 8,5/13

Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-89528-862-3
www.aisthesis.de

»Jeder Text ist ein neuer Kampf«

Zitat aus dem Autoreninterview mit Martin Becker

In einem neuen Video-Portal geben Autorinnen und Autoren Auskunft über Grundkonstanten ihrer literarischen Arbeit

von Walter Gödden

Warum schreiben Sie eigentlich? Diese und viele weitere Fragen – über die tägliche Schreib- und Arbeitssituation, die Bedeutung von Routine und Disziplin beim Schreibprozess, die Angst vor Schreibblockaden usw. – haben wir 36 westfälischen Autorinnen und Autoren gestellt. Die Antworten – über 25 Stunden Video-Material – stehen unter www.literaturportal-westfalen.de im Internet bereit. Der vorliegende Katalog dokumentiert das Projekt in traditioneller Buchform. Die folgenden Ausführungen schildern das Making-of des Projekts und skizzieren einige thematische Schwerpunkte.

Internet und neue Medien haben unsere Wahrnehmung nachhaltig verändert. Das gilt für alle Bereiche unseres Lebens und für die Vermittlung von Kunst und Literatur im Besonderen. Die mediale Präsentation via Bild, Ton und Animation nimmt immer größeren Raum ein. Verlage, Rundfunk, Fernsehen, große Zeitungen und Zeitschriften bieten zunehmend Audio- und Videostreams oder Podcasts an, um den Nutzer so unmittelbar wie möglich zu erreichen. Hinzu kommen Web 2.0-gestützte Internet-Plattformen und Blogs, die mit dem User interagieren. Social-Media-Web-Lösungen wie ICQ, Schüler-VZ, Facebook oder Twitter werden von Institutionen und Verlagen inzwischen wie selbstverständlich genutzt, um ihr Produkt zu platzieren. Zunehmend machen Autoren mit eigenen Homepages auf sich und ihr Schreiben aufmerksam.

Damit einhergehend hat die Zahl audiovisueller Inhalte fast explosionsartig zugenommen. Filmisch aufgezeichnete Autorenlesungen und -interviews oder Trailer zu bestimmten Büchern/Themen finden sich inzwischen massenhaft im Netz. Von Buchmessen oder Preisverleihungen (wie dem Bachmann-Preis) wird live und simultan berichtet. Mindestens 40 deutschsprachige Webseiten und Portale (Stand Mai 2011) widmen sich auf qualifizierte und innovative Art und Weise den Aspekten Schreiben und Literaturvermittlung. Das Thema ist schon heute uferlos und kaum noch überschaubar. Kurzum: Es haben sich neue, zukunftsorientierte Standards etabliert, an denen man nicht vorbeisehen kann und nicht vorbeisehen sollte.

Die Vorteile der Streaming-Technik liegen auf der Hand. Man lernt – wann immer man es online will – eine Autorin/einen Autor vis-à-vis kennen und gewinnt so ein unmittelbares Bild von ihrer/seiner Persönlichkeit. Im Internet hat man alles auf einen Klick: Gestik, Mimik, die Reaktion auf Interviewfragen – eine unter Umständen spannende Versuchsanordnung.

Ist das Angebot unattraktiv, switcht der User zum nächsten Angebot. Die Verweildauer auf optisch und inhaltlich ›langweiligen‹ Seiten beschränkt sich auf eine minimale Zeitspanne. Jeder Anbieter von Web-Inhalten ist permanenter Konkurrenz ausgesetzt, die durch einen Wettlauf um die neueste, anwenderfreundlichste Technik (früher Flash-Animation, heute 3-D und intuitive Bedienformate) weiter geschürt wird. Wer sich aus diesem Wettstreit ausklinkt, fällt schlichtweg der Vergessenheit anheim.

Unserem Video-Portal zur westfälischen Literatur ging ein Vorläuferprojekt voraus. 2008 realisierten wir www.literaturportal-westfalen.de. Schon dieses Portal trägt der oben skizzierten Entwicklung Rechnung. Es bereitet Informationen sofern möglich multimedial auf.

Konkret heißt das: In der Rubrik »Zeitreise« kann man sich nicht nur umfassend über ›Meilensteine‹ der westfälischen Literatur informieren (Textauszüge, Inhaltsangaben, literarhistorische Einordnung), sondern sich auch aus ihnen vorlesen lassen und Titelblätter sowie Illustrationen anschauen. Vielleicht neugierig geworden, kann man sich zu biobibliografischen Informationen über den Autor weiterverlinken lassen. Das Ganze ist so komplex angelegt, dass man sich im Portal regelrecht verlaufen kann, was durchaus gewollt ist und auch von den Nutzern nicht als Nachteil empfunden wird. Man geht sozusagen auf literarische Entdeckungsreise.

Im genannten Literaturportal findet sich auch der Button »Medien«. Hier wird man auf Video-Portale wie Youtube, MySpace und unterschiedliche Podcast-Anlaufstellen verwiesen. Ferner gibt es – erstmals – eine Auflistung von Homepages westfälischer Autorinnen und Autoren. Es sind nicht wenige. Die jüngeren Autoren benutzen die neuen Medien oft auch spielerisch, platzieren manchen Gimmick. Schon die Art und Weise der Selbstinszenierung erlaubt Rückschlüsse auf die Art und Weise der vorgestellten Literatur. Ausschnitte aus Lesungen und Hörbüchern runden die Medien-Palette ab. Das ist für den Benutzer kurzweilig und meist unterhaltsam.

Die gute Resonanz auf www.literaturportal-westfalen.de ermutigte zum Weitermachen. Uns Initiatoren war gleich klar, dass dies im Bereich eines weiteren Medien-Bausteins geschehen sollte. Hiermit sind wir bei den Video-Features angekommen, um die es im vorliegenden Beitrag gehen soll, um jene eingangs erwähnten Interviews mit Autorinnen und Autoren. Mit dem neuen Video-Portal verfolgen wir die primäre Zielsetzung, Einblicke in die Lebenswirklichkeit und den Schreibkosmos der Autoren zu eröffnen.

Vor Jahren waren solche Video-Features noch eine utopische, weil zu kostspielige Vision. Heute sieht es mit den Realisierungschancen weit besser aus. Die technischen Möglichkeiten erlauben es inzwischen, Kurzvideos mit vertretbarem Kostenaufwand zu erstellen. Das Video-Portal zur westfälischen Literatur basiert auf zwei Fundamenten, einem literarischen und einem medialen. Das verbindende Link war ein Seminar an der Universität Paderborn im Sommersemester 2009. Ich konnte den Paderborner Fachbereich Medienwissenschaft, Dr. Thomas Strauch, Carsten Engelke und ihr Team, für dieses Pilot-Projekt interessieren. Wir haben gemeinsam ein Seminar angeboten, aus dem sich Arbeitsgruppen herauskristallisierten. Den Germanistik- und Medienwissenschaften-Studierenden wurden dabei klar umrissene Aufgaben zugeteilt: Die Germanisten bereiteten die Autoren-Interviews inhaltlich vor, die Medienseite nahm die Dreharbeit, den Schnitt und die weitere Konfektionierung in die Hand. In der Praxis funktionierte das gut und war ein Gewinn für beide Seiten.

Mein eigener Part bestand unter anderem darin, die Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die interviewt werden sollten, auszuwählen und einen Kontakt herzustellen. In einer zweiten Phase wurden die Interviewfragen innerhalb der Arbeitsgruppen abgestimmt, diskutiert und modifiziert. Die Medienseite machte sich unterdessen Gedanken über eine internetgemäße Formatierung. Der Vorschlag, die Interviews dreiteilig aufzubauen, erwies sich dabei als praktikabel. Dreiteilig heißt: 10 Minuten Lesung, 10 Minuten Standardinterview, 10 Minuten individuelles Interview. Solche Größen sind im Internet noch gut hochladbar, darüber hinaus wird's schwierig bzw. nervig und ruckelig.

Standardinterview hieß: Jedem Autor wurden dieselben Fragen gestellt. Dies bietet den Reiz der Vergleichbarkeit. In der Tat fielen die Antworten auf die Standardfragen, je nach persönlichem Profil, sehr unterschiedlich aus. Bei den individuellen Interviews haben wir zunächst Autoreninterviews aus diversen Zeitungen und Zeitschriften ausgewertet. Manche ähneln sich, manche setzen spezielle Akzente, einige sind originell und offensiv, andere brav und bieder. In Abstimmung mit der Medienseite legten wir uns auf 10 Standardfragen und 15 bis 20 individuelle Fragen pro Autor/in fest. Auf Wunsch der Medienseite wurde eine bestimmte Dramaturgie und Regie festgelegt. Die drei Sets sollten nicht an einem, sondern an drei verschiedenen Orten stattfinden. Die Kameraeinstellung ist mal auf relativen Weitwinkel (beim Standardinterview), mal auf ganz nah (beim individuellen Interview) justiert. Je persönlicher die Fragen, desto näher rückt der Interviewte ins Bild.

Soweit das theoretische Grundgerüst, das es nun in der Praxis zu überprüfen galt. Wir produzierten einen Prototyp mit dem Paderborner Autor und Kabarettisten Erwin Grosche. Die Aufnahmen fanden auf seinen Wunsch hin in einem belebten Raum, der Cafeteria der Universität Paderborn, statt. Sie zeigten, dass unsere Planungen hinsichtlich des Fragenkatalogs und der Zeitdauer ein geeignetes Format abgaben. Somit konnten die weiteren Interviews gezielt in Angriff genommen werden.

Die erwähnten Standardfragen waren ganz allgemeiner Art, fürs warming-up der Gesprächspartner sozusagen. Dabei standen Fragen nach der alltäglichen Arbeitspraxis im Vordergrund. Sie lauteten:

- Was brauchen Sie zum Schreiben?
- Was brauchen Sie zum Leben?
- Wie wichtig sind Disziplin und Routine?
- Was ist Ihr Wunschlebensort?
- Wie sieht Ihr Schreiballtag aus?
- Die moderne Medienwelt – ein Segen oder ein Fluch?
- Wäre für Sie ein anderer Beruf denkbar?
- Schreibblockaden – ein Problem für Sie?
- Ihre derzeitige Lektüre?
- Ich schreibe, weil...

Hier einige exemplarische Ergebnisse:

Schreiballtag

Martin Becker, ein 27-jähriger Autor aus dem sauerländischen Attendorn, der heute in Leipzig lebt, beschreibt seine ideale Arbeitsumgebung wie folgt:

> »Eine ruhige Wohnung, einen möglichst aufgeräumten Schreibtisch, viel Zeit. Zeit, um rausgehen zu können, viele Stunden auch nur rumlaufen zu können. Die meiste Zeit des Schreibens besteht ja irgendwie aus dem Warten. Wenn ich an irgendwas dran bin, wenn ich noch weiter entfernt bin, das fertig zu schreiben, dann schreibt man höchstens eine Stunde am Tag oder höchstens zwei. Der Rest ist Nachdenken oder Rumlaufen. Da denken die Leute immer, man macht ja gar nichts und das denkt man selber auch irgendwann. Und wenn man so in der richtig intensiven Phase ist, dann braucht man absolute Ruhe. Dann ist wirklich jede Störung irgendwie schlecht. Ich habe mal versucht, in der Bibliothek zu arbeiten, das geht nicht, weil es da zu laut ist, weil man dann so richtig in der Sache ist. Also in erster Linie mal Ruhe, man muss sich wohl fühlen, man muss viel Zeit haben. Dann funktioniert das.«

Zur Frage nach dem Schreiballtag meint Martin Becker:

> »Mein Schreiballtag sieht so aus, dass ich meist zu lang schlafe, also mindestens so bis neun. Dann stehe ich auf und alles ist relativ gemächlich, weil man sich auch immer ein bisschen davor drückt, mit dem Schreiben anzufangen. Dann frühstückt man erst mal, dann liest man die Tageszeitung, guckt das Feuilleton durch, guckt E-Mails nach, macht dies, macht das und dann irgendwann fängt man an zu schreiben. Das dauert dann so ein, zwei Stunden und dann ist das auch schon wieder vorbei. Das heißt, am Ende dieser Tage hat man oft den Eindruck gar nichts getan zu haben, was natürlich Quatsch ist, weil Schreiben auch ganz oft so ist, dass man schreibt, auch wenn man nicht schreibt. Man hat aber trotzdem oft das deprimierende Gefühl, wie so ein Asi den ganzen Tag nichts getan zu haben. Aber Schreiballtag heißt auch, sehr viel Geduld zu haben und eben nicht zu schreiben.«

Martin Beckers Arbeitsalltag ist keinesfalls typisch für die befragten Autoren. Jeder verfolgt hier sein eigenes Patentrezept, hat seinen eigenen Schreibrhythmus. Ein wichtiges

Kriterium ist, ob man als freier Autor vom Schreiben bzw. journalistischer Arbeit lebt oder einen anderen Beruf ausübt und, was jene Autoren bedauern, nur »nebenbei« zum Schreiben kommt. Dies gilt beispielsweise für Georg Bühren, der in Münster lebt und seiner Tätigkeit als Hörfunkdramaturg des WDR häufig in Köln nachgeht. Für ihn konzentriert sich das Schreiben »ganz auf die Wochenenden«.

Der Lyriker Christoph Wenzel, der tagsüber eine wissenschaftliche Projektstelle an der Universität Aachen innehat, ist ein Nachtarbeiter. Sein Schreiballtag beginnt »spät abends, nicht vor zehn oder elf, wenn die nötige Ruhe eingekehrt ist und ich […] Vieles in eine Distanz rücken konnte, die es mir eben ermöglicht, mich dem zu widmen, was ich notiert habe, an dem ich gerade arbeite«.

Wiglaf Droste, der sehr viel auf Lesereise ist, kennt keine geregelten Arbeitszeiten. Er schreibt, wie er sagt,

> »immer dann, wenn Zeit ist. Das kann gleich morgens sein, also gerade noch schnell einen Kaffee angestellt und dann [...]. Früher war das mehr bis tief in die Nacht. Da habe ich aber festgestellt, dass es unökonomisch ist, nachts zu schreiben, weil man viel langsamer ist, das heißt, da schafft man dann in vier Stunden das, was man morgens frisch in eineinhalb schafft. Und man muss es vor allen Dingen am nächsten Tag nochmal wirklich sehr genau angucken, ob man nicht einfach aus Müdigkeit gewisse Redundanzen... es ist eigentlich nicht gut. Außerdem ist es nicht gut für das Privatleben, wenn man das Schreiben zu sehr in die Abendstunden dehnt. Man muss sich da wirklich die Disziplin auferlegen, aufzuhören. Dieses Bild des manisch ständig Schreibenden – das kann uns Günter Grass von mir aus erzählen. Aber vielleicht glauben es ja seine Urenkel auch... Das ist alles Kokolores. Das ist wirklich Arbeit und die kann man nicht 24 Stunden am Tag machen. Man kann ja auch nicht 24 Stunden am Tag eine Wand malen. Irgendwann ist Pause und irgendwann ist auch Feierabend und das ist auch gut.«

Droste unterscheidet zwischen seinen Auftragsarbeiten und seinen Buchprojekten. Letztere bedeuten ihm besonders viel:

> »Einfacher ist es immer, wenn ich einen Auftrag angenommen habe, den ich dann machen muss. Ich schreibe ja mittlerweile vor allen Dingen für das Radio, das heißt, das sieht so aus: Ich schreibe eine Radioglosse für den RBB, für den MDR, für den WDR, für den SWR, für den Bayerischen Rundfunk. Das schreibe ich, dann spreche ich es erst für mich, dann fahre ich zu einem Sender, möglichst nah gelegen, nehme das dann auf. Hier bin ich schon mal mit dem Auto zwei Stunden nach Perleberg gefahren worden, in einen winzigen Regionalsender, also in ein Regionalstudio des RBB. Da ist man sogar schneller in Berlin, mit dem Zug in eineinhalb Stunden. Also das ist so der normale Alltag, wenn man für das Radio schreibt. Und dann gibt es natürlich immer noch die höher fliegenden Pläne, das Buch, das fertig werden will. Und entweder steht man gleich morgens auf und sagt: ›Zack, ich hab‘s, ich hab‘ wieder ein Kapitel geträumt. Jetzt kann ich‘s fertig schreiben!‹ Oder man schreibt sich erst mal warm, an so einer Glosse für das Radio.«

Für Fritz Eckenga sieht ein »idealer Tag« so aus: »Ich schlafe länger und fange so gegen elf an, Arbeit zu machen, die Gedanken erfordert. ›Doofmann-Arbeit‹ mache ich auch schon mal früher. Der Tag endet nicht in Arbeit. Der Tag endet bei Sachen, die mir auch gut tun: Essen, trinken und Bekanntschaften machen.«

Siegfried Kessemeier, ehemaliger Museumskustos im Ruhestand, hat zwei Haupt-Arbeitsphasen: »Ich bin ein Frühaufsteher, ich bin ein Abendmensch, ich arbeite eigentlich gerne ganz früh bis zur Mitte des Tages und entspanne mich nachmittags.«

Für S. J. Schmidt hat sich nach seiner Emeritierung am Lebensrhythmus – von Abstrichen abgesehen – nicht wirklich etwas geändert. »Ich fange nicht mehr so früh an wie früher, das Alter verlangt seinen Tribut. Ich mache sogar mittags eine Pause. Aber ansonsten,

vormittags und nachmittags arbeite ich durchgehend bis zum Abendessen.« Im Gegensatz zu früher könne er sich nun allerdings seinen jeweiligen Projekten stringenter widmen. Er könne es sich jetzt erlauben, »bei literarischen Arbeiten ohne größere Unterbrechungen dranzubleiben. Das war früher einfach wegen der beruflichen Verpflichtungen nicht möglich. Also arbeite ich entspannter und länger entweder im Wissenschaftlichen oder am Literarischen«. Den Autor zeichnet, wie er zugibt, eine »starke Tendenz« zum Workaholic aus, was fraglos auch für Thomas Krüger gilt, der als Leiter eines eigenen Hörbuch-Verlags mitten im Berufsleben steht. Sein Arbeits- und Schreiballtag kommt auf bis zu 20 Stunden täglich:

> »Mein Tag sieht so aus, dass ich in der Regel zwischen acht und neun Uhr aus dem Bett falle, dann versuche, ins Leben zu finden, an den Computer gehe, den ich sofort anwerfe, noch bevor ich mich angezogen habe, dann stecke ich mir die Zahnbürste in den Mund, dann rasiere ich mich, dann dusche ich mich, dann frühstücke ich und gehe zwischenzeitlich immer wieder an den Computer, lese Mails oder schreibe welche, dann schreibe ich vielleicht das Eine oder Andere, dann kümmere ich mich um meinen Hörbuchverlag, der mich irgendwie ernähren soll und irgendwann nachts um drei oder vier gehe ich wieder ins Bett.«

Jörg Albrecht, der zur Zeit des Interviews an seiner Doktorarbeit arbeitete, ist ebenfalls »literarischer Arbeiter« aus Passion. Er bezeichnet sich selbst als »Besessenen«:

> »Sehr viel Arbeit, ich muss immer viel arbeiten. Das heißt nicht, dass ich keine Freunde habe und nie rausgehe und so, aber es ist für mich sehr wichtig, einfach weiterzumachen und Dinge zu bearbeiten und ich bin einfach schlecht darin, nichts zu machen, weil ich das Gefühl habe, ich muss Sachen angucken und irgendwas damit machen, die betrachten, auch irgendwie dazu formulieren, wie ich dazu stehe, was das mit mir macht, damit ich das Gefühl habe, dass diese Dinge da sind, dass ich da bin und so.«

Albrecht macht den Alltag in seiner oft rudimentärsten Form zum Gegenstand seiner Texte. So kann er sich, wie er erläutert, durchaus vorstellen, eine nachmittägliche TV-Doku über einen Nachbarschaftsstreit zum Thema zu machen: »Mich interessieren solche Formate wahnsinnig. Auch die Off-Stimmen, was die Off-Stimmen so dazu erzählen. Meistens ja das, was man eh schon sieht, manchmal aber auch ganz andere Sachen. Ich hätte manchmal gern mehr Zeit, um mich dem konsumtechnisch zu widmen.«

Albrecht betrachtet die Wirklichkeit als gigantischen Steinbruch, den er nicht sezieren, sondern in seiner Komplexität abbilden möchte. Was auch Konsequenzen für sein Schreiben hat: »Ich glaube, ich lese getrieben, damit es nicht getragen wird, damit man auch nicht denkt, dass der einzelne Satz so viel Bedeutung hat – weil das hat er einfach bei der Masse von Material, die da ist, nicht – und das muss man auch nicht vortäuschen. Ich glaube, es hat auch wieder mit einer Auseinandersetzung bestimmter Lese- und Literaturformen zu tun, die dann den einzelnen Satz so stark machen. Aber das ist für mich nicht das Wichtige, sondern eher die Verkettung der Sätze.«

Der Lyriker Arnold Leifert trennt dagegen ›klassisch‹ zwischen Alltag und literarischer Produktion: »Die Struktur des Tages hat überhaupt nichts mit dem Gedichteschreiben zu tun. Da kommen sie nicht her. Die Struktur des Tages wird dann schon eher bestimmt von all den Arbeiten, die sonst noch zum Autorendasein dazugehören: Korrespondenzen und so weiter.«

Der Erzähler und Romancier Tilman Rammstedt ist bei seinen skurrilen Stories auf die Gnade des Einfalls angewiesen. Und die lässt sich nicht »herbeikommandieren«. Einen Schreiballtag kennt er

> »in dem Sinne nicht. Beim Schreiben läuft das meistens so, dass ich es den ganzen Tag versuche und es klappt nicht richtig und dann setze ich mich abends wieder hin und es klappt erst mal wieder nicht und dann geht es irgendwann. Dann ist es wieder nachts. Das will ich auf Dauer nicht so haben. Gerade durch meine Lebensumstän-

de, dass ich eigentlich nur vormittags Zeit habe – und jetzt sogar mit Büro. Das heißt: Ich bin von neun bis zwei in diesem Büro. Aber geschrieben, außer Mails, habe ich da noch nicht so richtig.«

Ein eher ungeregelter Arbeitsalltag ist auch für den Cartoonisten Ralph Ruthe kennzeichnend: »Jeder Tag ist anders […] es gibt nicht den Standard-Ralph-Ruthe-Arbeitstag.« Auch der Poetry Slammer Sebastian 23 sagt: »Ich kenne den Unterschied zwischen Wochenende und Wochentag eigentlich fast nicht. Das läuft alles ganz unregelmäßig. Wenn ich von den Musen mit Ideen beworfen werde, dann muss ich das den ganzen Tag aufschreiben. Wenn nicht, dann renne ich umher, trinke Kaffee und tue so, als wäre ich wichtig und telefoniere sehr viel mit Leuten, von denen ich denke, dass sie mal wieder meine Stimme hören wollen.«

Für den Pop-Musiker und Kolumnisten Jens Friebe gibt es ebenfalls keinen »typischen Alltag«: »Es kommt darauf an, was man gerade macht, ob man auf Tour ist oder woran man gerade arbeitet.« Die Poetry-Slammerin Barbara Rademacher muss sich jede Minute ihres Schreibens mühsam abknapsen: »Der Schreiballtag quetscht sich in meinen total vollen Tagesablauf mit meiner Arbeitsstelle im Krankenhaus, meinen beiden Kindern, irgendwo dazwischen.« Auf diese Weise schaffe sie es nicht einmal, ihren Internet-Blog zu pflegen: »Ja, ich versuche zu bloggen, aber das passt einfach nicht mehr in meinen Zeitrahmen. Ich glaube, in meinem Blog stehen zwei Beiträge. Irgendwann werde ich auch wirklich Bloggerin sein, ja!«

Für Bühnenkünstler wie Erwin Grosche oder Johann König läuft der ›normale Alltag‹ ganz aus dem Ruder. Hinzu kommt, dass König zurzeit den Part der Kinderbetreuung mit übernimmt:

> »Wenn ich gearbeitet habe einen Tag vorher, dann darf ich ausschlafen […]. Und dann gehe ich mit meinem Sohn ins Café. Der hat dann schon gefrühstückt und ich noch nicht. Ich frühstücke im Café und er geht in die Spieleecke. Und dann sitze ich da und denke, ist das anstrengend. Nee, es ist eigentlich ganz gemütlich. Und dann mache ich Mittagessen, er schläft, dann essen wir und dann fahre ich zur Arbeit. Ich fahre ja dann mit so einem Bus, mit so einem kleinen VW-Bus. Und dann fahre ich in die Stadt, die mich gebucht hat. Da geht es in die Garderobe. Dann sitze ich eine Stunde in der Garderobe, dann gibt es Soundcheck, der dauert fünf Minuten. Dann warte ich eine Stunde auf den Einlass, dann warte ich eine Stunde, bis die Show losgeht. Und in dieser Zeit arbeite ich aber normalerweise. Ich nehme Videos auf, wenn ich ein neues Lied habe und stelle das dann bei Facebook rein und bei MySpace und auf meine Homepage. Mache ich jedenfalls gerade ganz gerne. Und ja, dann ist die Show um acht, um neun ist die Pause, um halb zehn geht's weiter, um halb elf ist die Show zu Ende, um viertel vor elf schreibe ich Autogramme, um elf ziehe ich mich um, um viertel nach elf sitze ich im Auto und dann bin ich zuhause zwischen eins und zwei, oder an der Hotelbar bis zwei und dann versuche ich einzuschlafen. Und das ist natürlich nicht so einfach, weil man ja die Energie der Leute in sich aufgenommen hat, ohne dass man das direkt merkt. Aber wenn man dann im Bett liegt, dann merkt man irgendwie, dass man jetzt nicht den ›Tatort‹ geguckt hat, das war was anderes, das fühlt man dann. Es ist ein schöneres Gefühl, als wenn man den ›Tatort‹ geguckt hat, aber man trotzdem nicht so gut schlafen kann, weil man eben doch aufgekratzt ist und das noch so nachklingt. Das kann man sich, glaube ich, schwer vorstellen, wenn man das nicht erlebt hat. Aber ich fühle mich nach dem Auftritt immer so konsumiert. Wenn ich nach dem Auftritt noch mal in diese leere Halle gehe, dann denke ich immer, jetzt sind die alle schon zuhause und denken nicht mehr an mich und ich habe noch alles in mir. Das war gar nicht die Frage, aber so ist das manchmal. Es ist aber überhaupt nicht so, dass das schlimm ist. Ich hab da jetzt keine Einschlafprobleme, aber ich könnte auch nicht um elf Uhr mich ins Bett legen. D.h. es wird immer später und darum wird auch das Aufstehen später und darum ist das schön.«

Andere Autoren setzen dagegen ganz auf Routine. So Burkhard Spinnen, der neben seiner belletristischen Arbeit (Romane, Erzählungen, Kinderbücher) auch Glossen fürs

Feuilleton und den Rundfunk schreibt: »Ziemlich früh aufstehen, möglichst früh ins Büro gehen, möglichst viele sinnvolle Pausen machen, um den Körper nicht zu einem langsam vor sich hin rottenden Appendix des Kopfes werden zu lassen. Und irgendwann mal so richtig Feierabend haben, mit gutem Gewissen. Dann eine Zäsur und dann ein etwas anderes Leben als vorher.« Spinnen schätzt sich glücklich, einer weitgehend unentfremdeten Tätigkeit nachzugehen:

> »Ich habe neulich mal mit einem Klassenkameraden gesprochen und da haben wir uns so unsere Berufe erzählt, was wir so machen, nach jetzt immerhin doch 35 Jahren nach dem Abitur. Als ich von dem Gespräch nach Hause gegangen bin, habe ich mir so überlegt, wie hoch ist eigentlich in deinem Arbeitsalltag der Grad von Dingen, die Du sehr gerne machst und die Du Dir auch freiwillig so ausgesucht und vorgenommen hast? Und das habe ich dann mit den Berufsschilderungen meines früheren Klassenkameraden verglichen. Und da bin ich sehr demütig geworden, weil ich mir habe sagen müssen: ›Du kommst da so in eine Nähe von 80, 90Prozent. Und wenn Du Dir anhörst, was er so sagt, dann ist das ja fast umgekehrt, das Verhältnis.‹ Also, von daher: Natürlich sind da Sachen, von denen man sagen kann, das möchte ich jetzt gerne hinter mich bringen, oder so. Aber der Prozentanteil ist sehr, sehr gering. Um noch mal so ein Beispiel zu nehmen: Lesungen, Lesereisen, sind anstrengend und nicht alle Veranstaltungen sind das Gelbe vom Ei, aber ich lese sehr gerne vor und das ist ein ganz wichtiger Bestandteil meiner Arbeit. Und darauf möchte ich auch nicht verzichten, auch wenn es manchmal anstrengend ist.«

Auch Ralf Thenior bevorzugt einen festen Tagesrhythmus: »Wenn ich arbeite, also wochentags: Ich stehe um halb acht etwa auf, dann ein kleines Frühstück. Das Übliche, um in den Tag hineinzukommen. Dann um neun Uhr sitze ich am Schreibtisch, drei Stunden Arbeit. Dann zweites Frühstück, vielleicht Gänge zur Post, zur Bank, was gerade so anfällt und am Nachmittag nochmal drei Stunden. Am Abend oder am späten Nachmittag dann aufs Fahrrad und an den Dortmund-Ems-Kanal und am Abend lese ich, höre Musik, gehe ins Kino oder sitze in der Kneipe mit Freunden.«

Wichtig ist natürlich auch die Tagesform. Judith Kuckart hat bei sich festgestellt: »Das Verblüffende ist, dass wenn die Tagesform schlecht ist und wenn das, was ich schreiben möchte, mir ganz viel Widerstand entgegensetzt, wird meistens der Text sehr gut. Ist die Tagesform perfekt und alles läuft wie am Schnürchen, kann ich fast immer am Ende des Tages den Text wegschmeißen.«

Für alle befragten Autoren ist die Zeit zum Schreiben »elementar«. Alles dreht sich ums Schreiben, um den kreativen Moment. Wer unter Produktionszwang steht (etwa Droste, Spinnen) kommt nicht um eine geregelte Tagesplanung herum. Andere, wie der Poetry Slammer Sulaiman Masomi, sehen das sehr viel lockerer: »Am besten, wenn es ein guter Tag ist: Spät aufstehen, lange frühstücken, was dann übergeht ins Mittagessen, Abendessen, dann eine Geschichte schreiben, mich mit einer hübschen Frau treffen und danach mit einer intelligenten Frau und dann schlafen gehen.« Stimmen die Voraussetzungen, tritt – glaubt man den Autoren – der kreative Flow wie von selbst ein: »Hauptsächlich brauche ich zum Schreiben erst mal Ideen. Ohne Ideen geht nichts. Das Zweitwichtigste ist ein Papierkorb, weil viele Ideen auch einfach Quatsch sind« (Sebastian 23).

Ich empfinde mein Schreiben auch als Lebensform.

ERWIN
GROSCHE

Welche Dinge brauchen Sie zum Leben? Wenn ich das wüsste, dann bräucht' ich vielleicht gar nicht schreiben. Ich glaube an das Unperfekte, an das Suchen, das Nicht-Stillstehen. Da bin ich sehr empfindlich, wenn ich merke, dass ich etwas vollständig begriffen habe, ich bin sehr unzufrieden, wenn ich jede Ecke in meinem Haus kenne. Dann müsste ich umziehen. Oder wenn mir meine Stadt nichts mehr sagen kann, da würd' ich wegziehen, oder wenn mir ein Mensch nichts mehr sagen kann.

Wie wichtig sind Routine und Disziplin? Es geht nicht ohne. Wenn man Auftritte macht, also wenn man in vielen Töpfen kocht, dann geht's nicht ohne Routine, wobei ich darin, glaub' ich, ein Meister bin, so zu tun, als wär' ich frei. Also ich kann auch immer gerade dort arbeiten, wo ich's nicht müsste, und irgendwie kommt's am Schluss doch hin... Weil so unter Druck und Zwang, da geht's natürlich nicht. Aber eine natürliche Routine, dass ich weiß, es warten Texte auf mich, es warten Themen auf mich, die ist schon da. Aber ohne das andere, das Gegenteil von Routine – das ist, glaub' ich, Chaos, kann das sein? –, also ohne Chaos ging's gar nicht, also das Chaos ist noch wichtiger als die Routine. Also, das Suchen, das Nicht-Finden, das Fehlermachen, das Scheitern.

Ist Paderborn Ihr Wunsch-Lebensort? Es ist natürlich ein wenig Zufall, dass man hier gelandet ist, aber es hätte, glaub' ich, nicht besser passen können. Ich mag es, in einer Zeit in Paderborn aufgewachsen zu sein, wo die Stadt sich selbst suchte und manchmal glaubte, auch etwas gefunden zu haben, was aber, glaub' ich, ein Irrtum ist. Der Zustand der Großstadt ist kein Ziel, finde ich. Aber das Suchen, dass eine Stadt so tut, als wär' sie eine Großstadt, das ist doch sehr amüsant und macht sie liebenswert. Und weil ich viel 'rumfahre, ich bin nicht oft zu Hause, ist es schön, in einer Stadt zu wohnen, in der man einen Parkplatz weiß, für den man nicht bezahlen muss, wo man noch mit Vornamen begrüßt wird und ich meinen Kaffee so bestellen kann, wie ich ihn mag und nicht einfach einen Automaten-Kaffee kriege. Das sind schon Vorteile.

Wie sieht Ihr Tag normalerweise aus? Oh, der ist eigentlich immer gleich. Außer wenn ich abends einen Auftritt habe, dann sieht's schon anders aus. Also, ich steh' eigentlich auf, wenn ich wach bin, und merke, im Haus ist es relativ ruhig. Das heißt, alle anderen haben das Haus verlassen. Bis auf den Hund natürlich. Und dann, wenn ich aufstehe, mach' ich schon mal den Computer an, weil der so lange braucht. Also wenn ich dann mit dem Zähneputzen fertig bin, ist er dann auch so weit, dass er hochgefahren ist. Und dann guck' ich meine sechs, sieben Dateien durch, weil ich immer mehrgleisig arbeite. Entweder ein Kindertext, eine Kolumne, oder ich schreibe gerade einen Kriminalroman und dann schreib' ich eigentlich überall so 'n bisschen rein und gucke, wo ich's am besten gerade so kann, von der Stimmung her. Und meistens ist es nicht der Text, der am schnellsten gebraucht wird, muss ich dabei sagen. Da sperrt sich dann schnell alles. Und das mach' ich dann bis zehn, dieses Spiel. Und dann kommt eigentlich der Hund an, oder ich geh' runter, was ich sowieso sehr oft mache. Ich geh' sehr oft runter und hol' mir 'nen Kaffee, als kleine Pause. Und dann geh' ich erst mal mit dem Hund raus und dabei überleg' ich, was ich machen müsste, oder lerne Texte auswendig. Und dann kommt die wichtige Zeit, wo ich nach Hause gehe und eigentlich was esse. Weil

danach leg' ich mich dann hin und mach' einen kleinen Schlaf, wobei ich meistens einen aktuellen Roman vorher gelesen habe, sonst kann ich nicht einschlafen. Im Augenblick ist es von John Updike »Rabbit in Ruhe«, was irgendwie auch passt, wenn man einschlafen will. Dann schlaf' ich, was ich kann – ist ja 'ne Gnade – und steh' dann auf, trinke wieder 'nen Kaffee und dann geht das Ganze eigentlich nochmal von vorn los, nur nachmittags kürzer, bis vier. Und dann kommt meine Tochter von der Schule und der Hund müsste dann auch nochmal raus und dann ist eigentlich die Welt für mich, also wo ich gearbeitet habe, vorbei. Dann kümmer' ich mich um die Familie. So sieht eigentlich jeder Tag aus.

Wäre für Sie ein anderer Beruf denkbar? Mein Vater war Bäcker und Konditor. Wir hatten einen Lebensmittelladen und das hat mich sehr stark geprägt. Ich hatte mal selber überlegt, auch ein Café aufzumachen, weil ich ja auch gerne Kaffee trinke, Kuchen esse und Zeitung lese. Das kann man ja im Café. Und ich hatte sogar schon ein Plätzchen gefunden in Paderborn, aber zum Glück hat das nicht geklappt. Aber man hat immer auch mal den Wunsch, was anderes zu machen. Und mein Beruf ist schön, aber ist halt ein freier Beruf. Manchmal nervt einen das schon, dass man immer auch sehen muss, wo man bleibt.

Schreibblockaden – ein Problem für Sie? Überhaupt nicht. Also, ich liebe das leere Blatt Papier, ich habe eher Respekt davor. Und ich könnte auch lange drauf schauen und gucken. Und ich muss auch nicht schreiben. Wenn mir mal nichts einfallen würde, ich weiß nicht, ob das nicht auch vielleicht mal eine Beruhigung ist. Ich leide ja eher da drunter, zu meinen, dass ich wieder etwas, ein Bild zum Beispiel, geschenkt bekommen habe, oder wieder was entdeckt habe, was ich unbedingt festhalten muss. Das ist manchmal ja auch ein Fluch, zumal ich später oft auch meine eigene Schrift nicht lesen kann. Also nein, keine Schreibblockaden, im Gegenteil.

Was präferieren Sie: Stadtleben oder Landleben?

Beides. Als Jugendlicher hatte ich das Gefühl, dass mir das Land mal gefallen würde. Man ging so auf WGs in die Dörfer rein. Aber ich bin froh, dass das nicht geklappt hat. Denn schon damals war in der Stadt mehr los. Aber irgendwann könnte ich es auch mal da aushalten, wo es ruhig ist, ruhiger sogar noch als hier in Paderborn. Aber mal schauen.

Wie halten Sie es: Bach oder Beatles?

Beides. Bach und Beatles. Also, ich bin so froh, dass es Bach gibt. Und manchmal denk' ich, die Beatles schon zu oft gehört zu haben und deren Zeit wär' vorbei für mich. Hat ja alles so 'ne gewisse Zeit für einen. Aber dann hör' ich die Beatles wieder und denke: »Mensch, hast du 'n Glück, dass es die gibt.«

Was regt Sie mehr an: Radio oder Fernsehen?

Natürlich müsst' ich jetzt eigentlich sagen: Radio, weil es ja die Phantasie mehr anregt. Aber ich bin Fernsehgucker. Auch gerad' die schlechten Sachen. Das tut auch mal ganz gut – gerade, wenn man immer den ganzen Tag über so vernünftig ist –, so 'n Unsinn zu sehen. Obwohl ich, wenn mein Fahrer und ich nach einem Auftritt nachts nach Hause fahren, auch gern Autoradio hören, weil es mal was anderes ist als CDs. Also, man wird dann überrascht von irgendwas. Dann vergeht die Zeit schneller.

Und wie ist es mit dem Internet?

Also, ich glaub', dass sich das nicht wirklich durchsetzen wird, aber... nein, ich kann damit, ich muss damit leben, damit arbeiten, ich find', irgendwie nimmt das soviel vorweg. Ich find' das sehr unglücklich, sehr aufgepumpt. Auch, dass man dadurch so viel erfahren kann, find' ich für einen Schriftsteller sehr uninteressant. Also, weil es meine eigenen Wege abkürzt, wie ich etwas erfahren möchte, und ich geh' da lieber die langsamen Schritte als die schnellen Schritte. Also, für mich ist es gar nichts, also überhaupt nichts.

Welche Zeitungen und Zeitschriften brauchen Sie zum Leben?

Also besonders erwähnen möcht' ich da die »Neue Westfälische« (lacht). Holger (Reporter, der bei dem Gespräch zugegen ist), das war für dich. Nein, ich lese beide Zeitungen (zusätzlich gemeint ist das »Westfalenblatt«) natürlich gerne. Auch die »Welt« lese ich sehr, sehr gerne. Ich brauche unbedingt die Musikzeitschriften, die es gibt, also »Musikexpress«, »Rolling Stone« und sogar »Melodie und Rhythmus«, die mehr aus dem Osten kommt. Inzwischen brauch' ich auch noch die Zeitschrift »Dogs« über Hunde,

ALBRECHT
BECKER
BÜHREN
DEGENS
DROSTE
ECKENGA
FRIEBE
GOOSEN
GROSCHE
HARTUNG
HORSTMANN
JOHANNIMLOH
KESSEMEIER
KOBUS
KÖNIG
KRÜGER
KUCKART
KUNKEL
KUSSIN
LEIFERT
MASOMI
RADEMACHER
RAMMSTEDT
RELLERGERD
RICHTER
RUTHE
SCHMIDT
SEBASTIAN
SPINNEN
STRAETER
THENIOR
USCHMANN
VEROLLET
WELT
WENZEL
WIERSCH

mit den schönen Bildern da drin'. Und früher hab' ich immer die »Brigitte« gekauft, für meine Frau, bis sie gesagt hat, damit wär' sie immer so schnell durch. Aber ich fand das immer so interessant, weil da auch Elke Heidenreich geschrieben hat. Und ich selber hab' mir auch die Modestrecken mal angeguckt, damit man nicht so ganz außen vor ist. Und für meine Töchter hol' ich auch immer ganz gern Kinderzeitungen wegen den Plastiksachen vorne drauf. Also, ich kaufe gerne Zeitungen ein, weil es genug Gelegenheiten gibt, wo man irgendwie so rumsitzt. Und dann blättre ich gerne rum.

Ihr oberstes Schreibmotiv?

Ich denke nicht drüber nach, warum ich schreibe. Ich habe immer alles bei mir, um schreiben zu können. Und ich bin einmal damit angefangen, als ich mich in der Schule gelangweilt habe. Da hab' ich so angefangen, meinen Gedanken nachzugehen. Und seitdem halt' ich eigentlich alles fest, gerade in Situationen, die mich langweilen. Manchmal entdeck' ich auch was Schönes, jetzt, wo ich mit dem Hund spazieren gehe und es Frühling wird. Und dann hab' ich so 'n Bild von dem Baum, dass der so 'n Vogelhäuschen um sich trägt, wie so 'ne kleine Kamera. Oder wie ein kleines Schmuckstück. Und dann sagt der Baum: »Ach, Sie müssen mal drauf warten, bis da ein Vogel raus schaut, das sieht noch schöner aus.« Und dann find' ich das so schön, da muss ich das festhalten. Kann nicht anders. Das passiert dann so nach dem Motto: »Beschleunigung ist unrecht«. Das ist so, ich weiß nicht... vielleicht, weil wir auf der Autobahn sind oder weil mir alles so schnell geht. Also, »Beschleunigung ist unrecht« – finde ich gut.

Erwin Grosche, geboren 1955 in Anröchte bei Soest. Er lebt in Paderborn als Kabarettist, Autor, Filmemacher und Mitarbeiter von Funk und Fernsehen. 2011 erschien sein neuestes Buch »Die Pssst-Kiste. Kindergeschichten und Gedichte«.

www.erwingrosche.de

Sie sind literarisch ungemein vielseitig. Man findet bei ihnen alles, vom Kindergedicht bis zum Popsong. Gibt es eine Lieblingsgattung?

Nein, es sind alle. Das ist schon das Prinzip. Ich schaffe mir selbst diese Unterschiede. Wenn ich gerade an einem Kinderlied arbeite, arbeiten sollte oder eins im Kopfe habe, dann überleg' ich auch ein wenig, zum Beispiel, wie man das auch als Erwachsenenthema machen kann. Und nach meiner Erfahrung gibt es immer nur eine Art, ein Ding zu beschreiben, oder für mich diese eine Art. Und das muss ich halt ein wenig herauskriegen. Natürlich hab' ich dann auch dabei sehr viel Abfall. Also wenn ich zum Beispiel ein Thema wie den »Gong« beschreiben will, dann hab' ich die Möglichkeit, das Thema, so wie ich arbeite, für Kinder, für Erwachsene, filmisch, theatermäßig, es in verschiedene Bereiche reinzustellen. Aber ich habe mich dann entschieden, es als Buchstaben-Gedicht zu machen, mit dem »Gong«, mit vielen ›G‹. Was ich auf der Bühne dann auch vormache, mit einem Gong. So kommt dann immer Einiges bei mir zusammen.

Ein Großteil ihres Buchprogramms ist Kindern gewidmet. Muss man hier ansetzen, um dem Medienmüll gegenzusteuern?

Wenn ich arbeite, denke ich nicht daran, wofür das ist, was man damit machen könnte oder warum ich das mache. Also, ich mach' es, weil ich es so machen muss, wie ich es dann mache. Und das ist auch ein gewisser Selbstschutz. Ich bin nicht eitel wegen dem, was ich geschrieben habe. Ich bin mir auch bewusst, dass Vieles gar nicht von mir ist, sondern dem Augenblick zu verdanken ist. Oder meiner Stimmung. Oder manchmal sogar einem Thema, das von außen kam. Wenn mich jemand nach biblischen Tieren fragt und ich an dem Tag vielleicht auch gerade einen Esel sehe, dann käme das alles zusammen. Das ist dann also weder von mir, noch ist der Esel mein Lieblingstier. Also, ich lebe die Zufälle. Das Reinpacken, das Nicht-genau-Wissen, warum ich etwas mache, ist mir sehr wichtig, um ganz normal aufstehen zu können. Ich schreibe nicht, weil ich was schreiben muss, sondern es wird mir immer alles geschenkt. Das ist ein Zusammenspiel von ganz, ganz vielen Dingen, weswegen ein Text entsteht. Wenn ich zum Beispiel nicht monatlich eine Kolumne zu füllen hätte im Heft, dann würd' ich nicht monatlich dafür schreiben. So geh' ich auch immer ein wenig mit einem Blick durch die Welt, wo zum Beispiel ein Wort wie Powerpoint-Grab mich schon nachdenklich macht. Aber nicht, um daraus dann was zu machen, sondern das Wort selber reicht mir eigentlich schon. Das ist schon für mich die Geschichte.